

Katja Freter-Bachnak

„Verlorene Jugend kann man nicht ersetzen...“

Briefe ehemaliger sowjetischer Zwangsarbeiter an die Geschichtswerkstatt Herrenwyk¹

1. Einleitung

„Verlorene Jugend kann man nicht ersetzen“ – dieser Satz ist mir in vielen Briefen der ehemaligen Zwangsarbeiter begegnet. Resigniert, verletzt, ihrer schönsten Jahre beraubt, krank nach Hause zurückgekehrt. An diesen Satz schließt sich fast immer der Wunsch an: „Gebe Gott, daß weder unsere noch Ihre Kinder und Kindeskinde so etwas je durchleben müssen, und daß immer Frieden zwischen unseren Völkern herrscht.“

Wer sind diese Menschen, die von der Geschichtswerkstatt angeschrieben wurden? Wie sind wir an ihre Adressen gekommen?

In den Jahren von Perestrojka und Glasnost wurde 1988 in Rußland die Gesellschaft MEMORIAL gegründet, die es sich zur Aufgabe machte, das Schicksal der sowjetischen Zwangsarbeiter im und nach dem Zweiten Weltkrieg aufzuarbeiten. Die Zentrale befindet sich in Moskau und hat Filialen in Weißrußland, der Ukraine, Usbekistan, Kasachstan, Kirgisien, Moldawien, den baltischen Staaten, im Kaukasus, in Polen, Bulgarien und in Österreich. In fast allen russischen Bezirken und Kreisen sind Filialen gegründet worden oder können Interessierte sich an Kontaktpersonen wenden. Die Gesellschaft

MEMORIAL schreibt über sich, daß nicht nur politische Gefangene und deren Angehörige sich engagieren, sondern daß sie von Menschen aller Schichten und Generationen unterstützt werden, hierbei spielen deren politische Ansichten keine Rolle.² Der erste Vorsitzende der Gesellschaft MEMORIAL war Andrej Sacharow.

In seiner Satzung setzte sich MEMORIAL folgende Ziele: Kampf gegen den Totalitarismus in allen seinen Erscheinungsformen, Schutz des Persönlichkeitsrechts, Mitwirkung beim Aufbau einer bürgerlichen Gesellschaft und eines Rechtsstaates, der die Möglichkeit einer Rückkehr zum Totalitarismus ausschließt, aktive Mitwirkung am demokratischen Umgestaltungsprozeß, Wiederherstellung der historischen Wahrheit über die Verbrechen des totalitären Regimes [in der UdSSR], Öffnung und Zugang zu Informationsquellen (Archive, Bestände von Bibliotheken und Museen), Schaffung und Verewigung des Andenkens für die Opfer des Totalitarismus, Mitwirkung bei der vollen und öffentlichen Rehabilitierung der Repressionsopfer, Einleitung von Entschädigungsmaßnahmen. Repressionsopfer und ihre Familienangehörigen erhalten durch MEMORIAL juristischen Beistand.



Abb. 1: „Erinnerungsfoto von den Lagerfreundinnen aus dem Gothmundlager“ – Zwangsarbeiterinnen in Lübeck, durch den Aufhänger „OST“ stigmatisiert

MEMORIAL veröffentlichte 1990 eine Erklärung über seine Tätigkeit und druckte einen entsprechenden biographischen Fragebogen ab. Erklärung und Fragebogen wurden in der ganzen Sowjetunion von den Zeitungen abgedruckt. Bis 1992 sind bei der Gesellschaft ca. eine halbe Million Briefe eingegangen. Die Briefflut hatte zwei Gründe: Zum einen wollten die ehemaligen Ostarbeiter endlich über ihr Schicksal sprechen, und zum anderen verbanden sie eine konkrete Hoffnung auf Entschädigung, auf „kompensacija“, mit dieser Möglichkeit, an die Öffentlichkeit zu gehen.³ MEMORIAL hat alle Briefe erfaßt, katalogisiert und archiviert.

Nach Kontaktaufnahme mit MEMORIAL wurden der Geschichtswerkstatt die Adressen der ehemaligen Zwangsarbeiter überlassen, die sich an MEMORIAL gewandt und als Arbeitsort Lü-

beck angegeben hatten bzw. einen Ort, der so ähnlich klang wie „Lübeck“ – also auch Lübecke, Lublin, Lüz, Lübben etc. Die Verwechslung Lübeck/Lübecke ist darin begründet, daß die Präpositionen „in“ und „nach“ im Russischen „w“ lauten. „In Lübeck“ heißt dann auf russisch „w Ljubeke“ (der 6. Fall, Präpositiv, antwortet auf die Frage „Wo“ und hat im Maskulinum singular die Kasusendung „e“). „Nach Lübeck“ heißt „w Ljubek“ und hat als Richtungsakkusativ keine Kasusendung.

Für die Stadt Lübecke sieht es dann so aus: in Lübecke – „w Ljubeke“, nach Lübecke – „w Ljubeke“. D. h. für die Stadt Lübecke stimmen beide Formen überein und lassen sich auf russisch mit der Form für „in Lübeck“ verwechseln. Wenn sich auf der russischen Adressenliste von MEMORIAL dann Zusätze fanden wie „in Westfalen“



Abb. 2: Im Lager Finkenberglager

oder „bei Minden“, war es eindeutig, daß Lübecke gemeint war. Wenn verstümmelte Hinweise auf Straßennamen oder Arbeitgeber mit vermerkt waren („Dragower in der Maikling Allee“ soll heißen: Drägerwerk, Moislinger Allee), war es unzweifelhaft, daß Lübeck gemeint war. Ohne lokale Hinweise waren „Ljubek“ (Lübeck) und „Ljubeke“ (Lübecke) weder für diejenigen, die die Briefe bei MEMORIAL gesichtet haben, noch für mich eindeutig. So haben wir dann auch 23 Briefe erhalten, deren Absender nicht in Lübeck waren.

Auf der Adressenliste der Gesellschaft MEMORIAL waren Geschwister und Familien verzeichnet, die gemeinsam zur Zwangsarbeit mußten, teils mit kleinen Kindern, Geburtsjahrgänge bis 1937 und sogar bis 1940/41 waren auf der Liste enthalten. Auch Geburtsjahrgänge um 1890 waren keine Seltenheit.

Zumeist waren jedoch Menschen der Jahrgänge 1920 bis 1927 zur Zwangsarbeit nach Deutschland geschickt worden. Uns lagen ca. 1.500 Adressen vor.

Die Menschen, deren Anschriften sich auf unserer Liste befanden, stimmten in einigen Merkmalen überein:

- sie waren zur Zwangsarbeit verschleppt worden; nur vereinzelt waren Freiwillige dabei
- nur wenige waren Kriegsgefangene
- sie haben die Zwangsarbeit und die darauffolgenden Jahren überlebt
- sie waren bereit, über ihr Schicksal zu sprechen
- sie haben an einem bestimmten Tag die Zeitung gelesen und daraufhin einen langen Brief geschrieben.

Das uns zur Verfügung stehende Adressenmaterial ist in seiner Zusammensetzung also stark von selektiven Kriterien und auch Zufällen bestimmt.

2. Probleme der Zeitzeugenbefragung

a) Oral History

Die Wissenschaftlichkeit von Alltagsgeschichtsforschung wird kontrovers diskutiert. Im Zentrum der Auseinandersetzung stehen dabei die Subjektivität und die Erfahrungen des Individuums in historischen Prozessen als neue Themen der Geschichtsschreibung, wobei insbesondere die mangelnde historische Fundierung dieser Methode beklagt wird.⁴ Hierbei wird diskutiert, ob Oral History (= mündliche Geschichte) eine geschichtswissenschaftliche Methode oder eine eigenständige Unterdisziplin ist.

Die Oral History hat sich in der Bundesrepublik Deutschland sehr stark einem alltagsgeschichtlichen Ansatz verpflichtet und versucht, die subjektiven Erfahrungen von Individuen zu erfragen. Üblicherweise wird unter Oral History ein Interview zwischen einem Historiker bzw. einer Historikerin und der sich erinnernden Person verstanden. Dies wird dann auf Tonband aufgezeichnet, abgeschrieben bzw. übertragen, und im dritten Schritt erfolgt eine Auswertung aller durchgeführten Erinnerungsgespräche.

Wir haben eine eingeschränkte Version dieses Verfahrens durchgeführt, zehn schriftliche Fragen gestellt, auf dem Fragebogen Platz für Antworten gelassen und dann darauf gewartet, daß die Antworten eintreffen.

Unsere Sorge ist die Repräsentativität dieser Untersuchungsweise. Sind die von uns ausgewählten Befragten und deren Antworten so typisch für die Gesamtheit der ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, daß die Befragungsergebnisse tatsächlich gültige Rückschlüsse auf die spezifischen

Merkmale des betroffenen Personenkreises in Lübeck erlauben, d. h.: haben wir das Wesen des sog. „Reichseinsatzes“ für Lübeck zutreffend erfaßt?⁵

b) die psychologische Ebene des Erinnerns

Die Zeit des Nationalsozialismus hat in der Generation der 60- bis 80jährigen einen wichtigen Bezugspunkt und Kern ihrer biographischen, politischen und sozialen Identität gebildet.⁶ Unsere Respondentinnen bzw. Respondenten sind sich ihrer Opferrolle besonders bewußt, wenn sie über Ereignisse berichten, bei denen sie der nationalsozialistischen Gewalt hilflos ausgeliefert waren und keine Möglichkeit hatten, sich zu wehren.

Wenn sie über Episoden berichten, die sich außerhalb von Fabrik, Krieg und Unterdrückung ereigneten, ist zu bemerken, daß sie ganz normale Teenager oder – wie es damals hieß – „Backfische“ waren. Dies drückt sich auch in den Fotografien aus, die uns übersandt wurden. Wir haben Bilder erhalten, die von den Lager- oder Firmenausweisen entfernt worden sind. Dort sieht man dann ein versteinertes Gesicht, einen leeren Blick – einen traumatisierten Menschen.

Wir haben aber auch andere Fotos bekommen. Sie zeigen lächelnde Mädchen mit keckem Ausdruck, junge Männer bei Jux-Aufnahmen. Einige Zwangsarbeiter hatten die Möglichkeit, Fotos machen zu lassen; das nutzte man und schenkte einander diese Fotos zu Weihnachten – hauptsächlich 1942 und 1943 – mit einer Widmung, die zumeist lautete: „Zur Erinnerung an Deine Freundin [...] an unseren Aufenthalt in Deutschland/Lübeck. Weihnachten 19...“ Hierauf

folgt häufig ein kleiner Reim: „Eslj ljubisch, to chrani, esli ne ljubisch to porwi, tolko nekomu ne podari“ [Wenn Du mich liebst, bewahr es auf, und wenn nicht, dann zerreiße es, schenke es nur niemandem weiter. K. F.-B.]

Im Gegensatz zu nationalsozialistischen Opfern in Westeuropa, die ohne äußere Einschränkungen darüber sprechen konnten, was ihnen angetan wurde, mußten die Opfer in Osteuropa schweigen oder lügen, um nicht in die Position von „Vaterlandsverrätern“ zu geraten, weil sie auf deutscher Seite – durch Munitionsproduktion – den Krieg gegen das Vaterland unterstützt haben. Selbst in vielen Familien ist nicht darüber gesprochen worden, was dort in Deutschland passiert ist. Stellvertretend für andere kann ein Zitat aus dem Brief der Familie Smyrnow aus dem Bezirk Dnepropetrowsk stehen:

„Unser Großvater Iwan Aleksejewitsch Bezbatko [...] ist gestorben [...] wir können auf Ihre Fragen nicht antworten, [...] da [...] unser Großvater nie mit uns über dieses Thema gesprochen hat. Wenn er noch am Leben wäre, so könnten wir jetzt etwas darüber erfahren, denn es ist viel Zeit vergangen, und das Bewußtsein der Menschen hat sich gewandelt. Früher hatte man Angst und jeder hat seine Vergangenheit verheimlicht.“

Wenn sich Psychologen und Historiker in den letzten Jahren mit Fragen der Bewußtseinsforschung beschäftigten, beschränkten sie sich meist auf das

Kognitive – das kritische Bewußtsein, rationales Denken, Erinnern und Wahrnehmen oder logisches Urteilen – und vernachlässigten dabei die emotionalen Aspekte. Aber gerade das Erleben der menschlichen Geschichte und der Mitwelt ist nie rein gedanklich strukturiert, sondern wird immer von Gefühlen begleitet, die das Geschehene erst zu einem „Erlebnis“ machen.⁷

Auf der emotionalen Ebene wird sich die erinnernde Person der Gefühle bewußt, die sie in einer bestimmten Situation hatte; in diesem Moment tritt das geschichtliche Ereignis in den Hintergrund und die handelnde Person in den Vordergrund.

Auf der kognitiven Ebene, also der Erkenntnisebene, wird vom Endpunkt her erinnert: Die Geschichte wird im Lichte dessen betrachtet, was man danach über sie gelernt hat. Hierbei tritt die Person in den Hintergrund; das geschichtliche Ereignis und das, was man darüber im Nachhinein erfahren hat, stehen im Vordergrund. In einem Beispiel: An Verschleppung zur Zwangsarbeit erinnern sich die Respondenten anders als an eine Stalin-Rede.

In den Briefen, die die Geschichtswerkstatt erhalten hat, steht der emotionale Aspekt im Vordergrund. Wie ging es den Menschen, als sie zum Spielball der Geschichte wurden? Wie haben sie unter diesen neuen Lebensumständen gelitten, und wie haben sie sich damit arrangiert?

3. Geschichtliche Voraussetzungen

Bei der Zusammenfassung der Vorgeschichte des Zwangsarbeitereinsatzes möchte ich mich lediglich auf den Teilaspekt der sogenannten „Ostarbeiter“

beschränken. Nach dem Überfall auf die Sowjetunion vom 22. Juni 1941 gelangten mehr als drei Millionen sowjetische Soldaten in deutsche Gefangen-

schaft. Weil zu dem Zeitpunkt keine kriegswirtschaftliche Verwendung für sie bestand, wurden sie in Massenlagern im Hinterland der deutschen Ostfront ihrem Schicksal überlassen; die Hälfte von ihnen verhungerte, erfror, starb an Erschöpfung oder wurde umgebracht.

Als sich im November 1941 die militärische und damit auch kriegswirtschaftliche Lage wendete, entstand der Druck, auch die sowjetischen Gefangenen zur Arbeit einzusetzen. Von der großen Zahl der Kriegsgefangenen kamen nur ungefähr 160.000 zum Arbeitseinsatz in Deutschland an. Deswegen mußten in großem Stil sowjetische Zivilarbeiter angeworben werden. In der Propaganda machte sich die Arbeit in Deutschland wie der Aufenthalt in einem Landschulheim aus. Und trotzdem: Ein rechter Erfolg wollte sich nicht einstellen. Unter unseren Brieffpartnern befand sich beispielsweise nur ein Freiwilliger.

Am 21. März 1942 wurde Fritz Sauckel, der ehemalige Reichsstatthalter von Thüringen, zum „Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz“ ernannt und erfüllte seine Aufgabe mit Effizienz und schrankenloser Brutalität. Pro Woche wurden durchschnittlich 20.000 Menschen zur Zwangsarbeit nach Deutschland gebracht.⁸

Im Mittelpunkt unserer Forschung steht jedoch nicht die Geschichte des Arbeitseinsatzes, sondern das Schicksal der Leidtragenden, der „Ostarbeiter“. Nach der Definition der „Einsatzbedingungen“ ist ein Ostarbeiter „jede nicht volksdeutsche Arbeitskraft, die in den nach dem 22. Juni 1941 von der deutschen oder einer verbündeten Wehrmacht besetzten Ostgebieten für den Einsatz im Reich durch deutsche

Dienststellen erfaßt worden ist und hier durch die Arbeitseinsatzverwaltung eingesetzt wird.“⁹ Die „Einsatzbedingungen“ zählen Arbeitskräfte, die in den Gebieten der Generalkommissariate Litauen, Lettland und Estland, in den Bezirken Bialystok und im Distrikt Galizien erfaßt werden, nicht zu den „Ostarbeitern“, mit Ausnahme der Weißruthenen.¹⁰ Die „Einsatzbedingungen“ weisen darauf hin, daß die unter ihre Bestimmung Fallenden mit dem Abzeichen „OST“ gekennzeichnet werden müssen.¹¹

Die „Ostarbeiter“ waren im Gegensatz zu den „Westarbeitern“ sehr viel schlechter gestellt. Die Essensrationen waren so gering, daß viele schon wenige Wochen nach der Ankunft völlig unterernährt und arbeitsunfähig waren.¹²

Erst seit Ende der 70er Jahre befaßt sich die sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Forschung mit dem Problem der Zwangsarbeit und mit der Frage, wie der „Ausländereinsatz“ zu einem zentralen Funktionselement der Rassen- und Arbeitspolitik des nationalsozialistischen Herrschaftssystems wurde.¹³ Die sowjetischen Historiker haben das Thema Zwangsarbeit aus ideologischen Gründen lange ignoriert. Für sie war die Geschichte des Zweiten Weltkrieges die Geschichte der Sieger. Verlierer paßten nicht ins Bild.¹⁴

Dies änderte sich mit dem politischen Wandel ab 1985. 1996 ist auf Initiative der Gesellschaft MEMORIAL und mit Unterstützung der Heinrich-Böll-Stiftung eine Abhandlung erschienen. Der Autor Pawel Poljan stellt in seinem Buch *Opfer zweier Diktaturen*¹⁵ umfassend das Schicksal der Zwangsarbeiter während des Arbeitseinsatzes in Deutschland und nach ihrer Rückkehr in die Heimat dar.

4. Die Fragebogenaktion an die ehemaligen Ostarbeiter

Ab November 1996 haben wir nach Sichtung der Adressenliste fast 1.100 Briefe an die ehemaligen „Ostarbeiter“ und „Ostarbeiterinnen“ geschrieben, um Aufschluß über die Lebens- und Arbeitsbedingungen während ihres Zwangsaufenthalts in Lübecker Haushalten, Betrieben und auf Bauernhöfen zu erhalten. Der Brief war in russischer Sprache abgefaßt und hatte folgenden Inhalt:

„Sehr geehrte Frau ... / Sehr geehrter Herr ..., [wurde je nach Adressat eingesetzt, Anm. K. F.-B.]

ich heiße Christian Rathmer und arbeite als Historiker für das Amt für Kultur der Hansestadt Lübeck in Deutschland.

Auf Antrag der Grünen hat die Lübecker Bürgerschaft 1995 beschlossen, die Geschichte der Ostarbeiter zu erforschen, die während des Zweiten Weltkrieges zur Zwangsarbeit in unsere Stadt verschleppt wurden.

Wir wollen mit dieser Arbeit Ihr Schicksal und Ihren Leidensweg darstellen, um diesen Teil der Geschichte einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Leider haben wir nur wenig Materialien, Dokumente, Quellen etc., um das Geschehene anschaulich und ausführlich darzustellen, und deshalb möchten wir uns an Sie wenden. Ihre Adresse haben wir von der Gesellschaft Memorial in Moskau erhalten.

Wir möchten etwas über Ihre Lebens- und Arbeitsbedingungen in Lübeck erfahren. Bitte, erzählen Sie uns über Ihr Schicksal – wir haben einige Fragen vorbereitet, an denen Sie sich orientieren können.

Mitte nächsten Jahres findet zu die-

sem Thema eine Ausstellung statt. Vielleicht haben Sie noch einige Dokumente oder Fotografien, die Sie uns für die Zeit der Ausstellung leihen könnten.

Ich danke Ihnen vielmals und würde mich über eine Antwort von Ihnen sehr freuen. Ich wünsche Ihnen alles Gute, besonders Gesundheit und verbleibe

mit freundlichen Grüßen, Christian Rathmer"

Diesem Brief war ein auf russisch abgefaßter Fragebogen mit zehn Fragen beigefügt, auf dem ein wenig Platz gelassen war, damit er direkt ausgefüllt werden konnte; des weiteren war ein Adreßaufkleber beigefügt. Die Fragen lauteten:

1. Wann, wo und von wem wurden Sie aufgegriffen (bitte genaue Umstände angeben)?
2. Wie sind sie nach Lübeck gekommen (Transportmittel, Wegstrecke, welche Stationen)?
3. Wie und an wen sind Sie zur Zwangsarbeit vermittelt worden?
4. Wo waren Sie untergebracht, und wie waren Ihre Lebensverhältnisse (Wohnheim, Lager, Verhältnis zur Lagerverwaltung, wie hat man sich dort Ihnen gegenüber verhalten)?
5. Wie wurden Sie ernährt und gekleidet? wie waren die hygienischen Verhältnisse bzw. die medizinische Versorgung?
6. Wie lang war Ihr Arbeitstag? Hatten Sie eine regelmäßige Arbeitszeit, oder haben Sie Schichtarbeit geleistet? Hatten Sie Urlaub? Wie haben Sie Ihre Freizeit verbracht? Hatten Sie die Möglichkeit, Briefe nach Hause zu schreiben?
7. Wurden Sie für Ihre Arbeit entlohnt?

8. Wie war Ihr Verhältnis zu den anderen Arbeitern und zur deutschen Bevölkerung?
9. Gab es irgendeine Form von Widerstand (z. B. Arbeitsverweigerung)? Bitte schreiben Sie ausführlich!
10. Wie verlief die Befreiung und Ihre Rückkehr in die Heimat? Welche Folgen hatten die Jahre der Zwangsarbeit für Ihr weiteres Leben? Was bedeutet diese Zeit heute für Sie?

Der Umfang der Antworten hat unsere kühnsten Erwartungen übertroffen. Gerechnet hatten wir mit ca. 50 bis 100 ausgefüllten Fragebögen. Die ersten zwanzig Briefe erhielt die Geschichtswerkstatt schon bis Mitte Januar. Von Anfang Februar bis Mitte März sind wöchentlich ca. 50 Briefe angekommen. Dann ebte die Briefflut langsam ab. Die Geschichtswerkstatt erhielt auch im November 1997 immer noch vereinzelte Briefe aus der ehemaligen Sowjetunion.

Insgesamt haben uns 392 Personen 422 Briefe geschrieben.¹⁶ Es erreichten uns 56 Briefe aus Weißrußland, neun aus Rußland, zwei aus Lettland, 355 Briefe kamen aus der Ukraine. Ein Teil der Respondenten hatte dem Fragebogen noch einen ein bis drei Seiten langen Brief beigefügt. Eine Weißrussin schickte uns einen 21 Seiten langen maschinenschriftlichen Brief über ihre Erlebnisse als „Ostarbeiterin“.

Die meisten Briefe aus der Ukraine waren in einem Gemisch aus russisch und ukrainisch¹⁷ geschrieben, eine kleine Anzahl war auf ukrainisch abgefaßt – insbesondere Antworten der dörflichen Bevölkerung. Die überwiegende Mehrheit hatte die Antworten bzw. den Brief auf russisch geschrieben, so auch alle ehemaligen „Ostarbeiter“ aus Weißrußland.

93 Briefen waren eine bzw. mehrere Fotografien beigefügt. Insgesamt sind uns 193 Fotos geschickt worden, ein Original-Ausweis der Flender-Werke Lübeck (vgl. die Titelillustration), ein Lagerausweis der Luther-Schule, beide Dokumente ausgestellt auf ehemalige „Ostarbeiter“, ein Zeitungsausschnitt, in dem in Leserbriefen über das Schicksal von Zwangsarbeitern in Deutschland berichtet wird und der auf zwei Fotos eine weißrussische Familie zeigt, die auf einem Gut unweit von Lübeck gearbeitet hat. Eine Weißrussin, die bei den Drägerwerken gearbeitet hat, hat uns ihren Ostarbeiter-Aufnäher für die Dauer der Ausstellung zur Verfügung gestellt sowie zwei Werksfotos, die die Inneneinrichtung der Baracken auf dem Finkenberg zeigen und jeweils in der linken unteren Ecke eine Prägung „Dräger-Werksphoto“ aufweisen.

Zur Gesamtzahl der Briefe sind noch 14 Briefe dazugerechnet worden, die mit dem Vermerk „verstorben“ zurückgekommen sind, so daß insgesamt 436 Schreiben gezählt worden sind.

Bei der Auswertung der Briefe müssen einige Voraussetzungen berücksichtigt werden:

- Die Ereignisse, nach denen wir fragten, sind über 50 Jahre her
- Die befragten Personen sind bereits in fortgeschrittenem Alter
- Die meisten stammen vom Dorf und haben keine hohe Bildung
- Die Personen mußten die Vorfälle verdrängen und vergessen, um im sowjetischen Alltag über die Runden zu kommen
- Die ehemaligen Zwangsarbeiter sind gebrechlich, körperlich krank, auch durch die Zwangsarbeit und Unterernährung in Deutschland; sie sind in den sow-

jetischen Nachfolgestaaten schlecht versorgt, bekommen nach oftmals 40 Berufsjahren nur eine winzige Rente; lebensnotwendige Medikamente können nicht gekauft werden

- Die Lebenserwartung in der Ukraine, Weißrußland und der Sowjetunion ist niedriger als in Westeuropa, daher war Eile geboten

Viele der Ostarbeiter haben mit dem Ausfüllen des Fragebogens eine Hoffnung auf konkrete Hilfe verbunden. Etliche von ihnen brauchen noch eine Bestätigung über ihren Aufenthalt in Deutschland, um die in Aussicht gestellte sogenannte „Kompensation“ in Höhe von 600 DM zu erhalten. Und viele der Respondenten schreiben, daß sie sehr gerührt waren, einen Brief aus Deutschland zu erhalten und zu erfahren, daß man sich ihrer erinnert. Viele sprachen die Einladung aus, wir mögen in die Ukraine bzw. nach Weißrußland kommen, um von Angesicht zu Angesicht miteinander sprechen und Freundschaft schließen zu können.

In diesem Aufsatz ist den Briefauszügen jeweils ein Zitat aus den „Einsatzbedingungen der Ostarbeiter“¹⁸ vorangestellt worden, das verdeutlichen soll, wie die „Ostarbeiter“ nach offizieller nationalsozialistischer Anweisung zu behandeln und anzusehen waren. Laut nationalsozialistischer Ideologie standen

Ukrainer auf der untersten Stufe aller „Rassen“ und galten als „Untermenschen“. Wie konnte nun der deutschen Bevölkerung erklärt werden, daß genau diese „Untermenschen“ noch zur kriegswichtigen Waffenproduktion taugten und so dem Deutschen Reich zum „Endsieg“ zu verhelfen in der Lage waren? Genau hier befindet sich der Ansatzpunkt für die „Einsatzbedingungen der Ostarbeiter“; sie erklären den Zwangsarbeitseinsatz der „Ostarbeiter“ auf deutschem Territorium so:

„Der Siegeslauf des deutschen Heeres im Osten hat weiträumige Gebiete unter deutsche Oberhoheit gebracht. Es ist eine unbedingte Notwendigkeit, daß die in diesen Räumen vorhandenen Arbeitskräfte nutzbringend verwertet werden. Ausreichende Produktionsstätten sind in den eroberten Ostgebieten jedoch nur unzureichend vorhanden oder zum größten Teil zerstört. Der Einsatz dieser Arbeitskräfte im Reichsgebiet war daher nicht zu umgehen. [...] Die Gefahren, die ein umfassender Arbeitseinsatz von Ostarbeitern zwangsläufig [...] mit sich bringt, liegen offen zutage. [...] Daher war es erforderlich, für den Ostarbeiter ein eigenes Sonderarbeitsrecht zu schaffen.“¹⁹

Hier sollen jetzt aber die ehemaligen Zwangsarbeiter mit ihren Erinnerungen zu Wort kommen:

Frage 1: „Wann, wo und von wem wurden Sie aufgegriffen (bitte genaue Umstände angeben)?“

„Bei der Anwerbung wird aus Abwehrgründen darauf geachtet, daß die Arbeitskräfte möglichst nicht deutsch sprechen.“²⁰ Die meisten „Ostarbeiter“ wurde aus ländlichen Gebieten zusammengezogen. Sie sprachen entweder

nur Ukrainisch oder ein sehr stark ukrainisch eingefärbtes Russisch und hatten überwiegend nur eine einfache Schulausbildung und keinerlei Fremdsprachenkenntnisse. Viele hatten ihr Dorf noch nie verlassen und konnten

sich nicht vorstellen, was sie auf dem Weg nach Deutschland und in Deutschland erwartete.

Sie wurden, vermutlich auch wegen der Sprachbarriere, durch die örtliche Polizei bzw. Dorfvorsteher rekrutiert. Je nach Größe der betreffenden Ortschaft erfolgte dies entweder durch schriftliche oder durch mündliche Aufforderung. Eine Fotokopie einer handschriftlichen Aufforderung in russischer Sprache liegt der Geschichtswerkstatt aus Nikopol/Ukraine vor. „Nr. 31/287, An die Bürgerin Anna Matwejewna Kozlowa. Gemäß dem Ihnen zugestellten Befehl, werden Sie am 20. November um 7 Uhr [nach Deutschland] geschickt. Am 20. XI. 42 müssen Sie um 5 Uhr erscheinen, um Ihre Sachen auf den Fuhrwerken der Kolchose abzugeben. Um 7 Uhr müssen Sie dann am Abfahrtsort Znamenka sein. Für Nichterscheinen werden die Eltern persönlich zur Verantwortung gezogen. Der Statthalter.“

Diese Aufforderung ist in sehr ungenauem Russisch verfaßt und macht den Eindruck, nicht von einem Muttersprachler verfaßt worden zu sein. Für diese These sprechen auch mehrere Rechtschreibfehler und eine eigenwillige Wortstellung. Auf diesem Schreiben prangt ein zweisprachiger deutsch-ukrainischer Stempel „Gemeindeverwaltung Znamenka“ mit einem ukrainischen Dreispitz.

Die ehemaligen Zwangsarbeiter berichten, daß die Behörden, d.h. die Ordnungsämter und Polizeibehörden, in den einzelnen Ortschaften die Einberufungen vorgenommen haben und daß sich die eigenen Landsleute als Büttel der Deutschen aufgeführt haben.

Über die Tage vor und während ihres Abtransports nach Deutschland berich-

ten die ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter sehr eindrucksvoll: „Als man mich nach Deutschland bringen wollte, habe ich 6 Tage lang starken Tee getrunken und nichts gegessen, damit sie mich aufgrund meiner schlechten Gesundheit nicht mitnehmen. Es nützte nichts. Ich wurde dann zusammen mit meinem Bruder nach Deutschland gebracht. Meine Mutter wurde auf dem Bahnhof ohnmächtig und kam erst wieder zu sich, als wir schon weg waren. [...] Mein Bruder und ich wurden während des Transports getrennt. Ich weiß nicht, was mit ihm geschehen ist.“ (Anna K. Kleschtsch, Jg. 1926, Bez. Zaporozhe; Reichsbahnausbesserungswerk)

Jeder Respondent verbindet mit diesem Tag bestimmte Eindrücke und Gefühle: „Ich wohnte auf dem Dorf. Im zweiten Kriegsjahr [17. Juni 1942] [...] wurde befohlen, alle, die das 16. Lebensjahr vollendet hatten, nach Deutschland zu bringen. Ich wurde mit meiner älteren Schwester weggebracht. In den Tagen hatten wir gerade erfahren, daß unsere Brüder Andrej und Grigorij gefallen waren.“ (Nadezhda Konstantinowna Kulik geb. Iwantschuk, Jg. 1924, Bez. Chmelnickij; Schwartauer Werke)

„1942 habe ich geheiratet. Mein Mann wurde kurz darauf zum Militärdienst einberufen und ist bald darauf gefallen. Aus diesem Grund bin ich eingezogen worden. Ich war jetzt alleinstehend und ohne Kinder. Am 24. September 1942 wurde ich nach Deutschland geschickt. Ein Polizist, der in unserem Dorf wohnte, hat mich den Deutschen übergeben.“ (Marija I. Schapowalowa, Jg. 1923, Bez. Cherson, Gothmundlager; kein konkr. Arbeitgeber)

Die Respondenten berichten, daß bei

Nichterscheinen zum Abtransport rigoreuse Maßnahmen angedroht wurden: „1942 kam die deutsche Armee nach Charkow. Alle Jugendlichen wurden zum Deutschen Arbeitsamt gerufen, und uns wurde mitgeteilt, daß wir alle nach Deutschland zur Arbeit geschickt werden; wir erhielten ein Papier, an welchem Tag wir beim Sammelpunkt zu erscheinen hätten. [...] Wir wurden gleich gewarnt: Wer nicht erscheint, dessen gesamte Familie wird erschossen.“ (Julija G. Semjonowna, Jg. 1927, Charkow; Schwartauer Werke)

Der nächste zitierte Zeitzeuge ist einer der wenigen kriegsgefangenen Zwangsarbeiter, die uns geantwortet haben. Er war im Jahre 1940, also noch vor dem Kriegsbeginn mit der Sowjetunion, an der deutsch-sowjet-russischen Demarkationslinie²¹ – dem Grenzfluß Bug – eingesetzt: „Ich war 1940 in der Armee und habe bei den Grenztruppen am Bug gedient. Ich patrouillierte abends an einer Bucht entlang und wurde von Deutschen aufgegriffen und in ihr Lager gebracht, dort wurde ich verhört und dann

nach Berlin geschickt, um Baracken zu bauen. Später kam ich dann nach Lübeck.“ (Pawel Petrowitsch Mikoljuk, Jg. 1919, Bezirk Lugansk; Drägerwerk)

Obwohl die meisten bei ihrer Ankunft in Deutschland kein Wort Deutsch verstanden, berichteten uns einige der Respondenten (besonders die, die in kleineren Betrieben, auf Bauernhöfen oder im Privathaushalt eingesetzt waren), daß sie während ihres „Arbeitseinsatzes“ in Deutschland etwas Deutsch gelernt hätten. Diejenigen, die völlig isoliert in den großen Lagern (Gothmundlager, Eichholz, Brandenbaum etc.) untergebracht waren, hatten keine Gelegenheit, Deutsch zu lernen, und konnten nicht einmal den Namen ihres Arbeitgebers nennen.

An ein Wort konnten sich viele erinnern, es gehört zu haben. Dieses Wort haben auch einige in russischer Transkription Deutsch geschrieben: „Russenschweine“. Auch Worte wie „Ausweis“, „Chef“, „Meister“, „Lagerführer“, „Aufstehen“, „Los“ wurden in den Briefen wiedergegeben.

Frage 2: „Wie sind Sie nach Lübeck gekommen (Transportmittel, Wegstrecke, welche Stationen)?“

Hauptverkehrsmittel für den Abtransport zum Arbeitseinsatz nach Deutschland war die Eisenbahn. In überfüllten Güterwaggons wurden die Jugendlichen über die Grenze gebracht. Die „Einsatzbedingungen“ regeln, wie der Reichsbahn dieser Dienst zu vergüten ist: „Hinsichtlich der Fahrtkosten ist Eingangspunkt für die Berechnung der deutschen Fahrtstrecke grundsätzlich Litzmannstadt, ohne Rücksicht darauf, wo der tatsächliche Grenzübergang stattfindet.“²²

Dieses Zitat macht deutlich, daß die Reichsbahn an den Transporten viel Geld verdient hat. Ulrich Herbert und auch Pawel Poljan nennen für August/September 1944 eine Zahl von allein 2,8 Mio. sowjetischen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen in Deutschland.²³ In der August-Ausgabe 1997 der Zeitschrift *Tribüne* wurde in einem Interview mit der Deutschen Bahn AG angekündigt, daß nun auch die Rolle der Reichsbahn während des Nationalsozialismus untersucht werden soll.



Abb. 3: Marija (li.) und Nadezhda (re.) Iwantschuk

Der Abtransport aus der Sowjetunion erfolgte im allgemeinen so, daß die Mädchen und Jungen sich zu Fuß auf den Weg zur nächsten Bahnstation machten und von dort nach Deutschland fuhren. Es wird ausnahmslos berichtet, daß man in Güterwaggons transportiert wurde: „Wir wurden in Güterwaggons auf der Strecke Zaporozhe, Kiew, Lwow, Peremysl nach Deutschland gebracht. Dort war dann eine Gesundheitsuntersuchung. An die weitere Wegstrecke erinnere ich mich nicht mehr.“ (Anna K. Kleschtsch)

Einige beschreiben ihre Ängste und Eindrücke während des Transports, so etwa die Schwestern Iwantschuk, die gemeinsam nach Deutschland fuhren: „Ich bin ein Mädchen vom Lande [...] ich weiß nicht, welchen Weg wir genommen haben. Wir saßen in fensterlosen Wagen [...]. Ich hatte so große

Angst, von meiner Schwester getrennt zu werden.“ (Marija Konstantinowna Gawriljuk geb. Iwantschuk, Jg. 1921, Bez. Chmelnickij; Schwartauer Werke)

„Die Waggons wurden fest verschlossen. Aus den Waggons drang ein fürchterliches Wehklagen. Dieses Weinen und diese Schreie höre ich bis heute.“ (Nadezhda Konstantinowna Kulik)

Es wird übereinstimmend berichtet, daß es während der Fahrt keine bzw. nur sehr schlechte Verpflegung gab. Es wurde das gegessen, was noch von zuhause mitgenommen werden konnte – getrocknetes Schwarzbrot. Andere erinnern sich, daß die Waggons nur zweimal geöffnet wurden: einmal zur Gesundheitskontrolle – hier werden die Orte Grajewo (Polen, für weißrussische Transporte) und Peremysl (Polen, für ukrainische Transporte) genannt, ein zweites Mal bei der Ankunft am deut-

schen Bestimmungsort.

Die Notdurft konnte nur unter absolut unzumutbaren Bedingungen verrichtet werden. „Als Toilette diente uns ein Loch im Waggonboden.“ (Anna Grigorewna Kusmina, Jg. 1926, Bezirk Chmelnickij; Thiel & Co)

Im Verlaufe des Krieges wurden die Transporte für die Zwangsverpflichte-

ten zur immer größeren Tortur. Es wird berichtet, daß aus Furcht vor Partisanenübergriffen Züge nur noch nachts fahren und die Waggons tagsüber verschlossen auf den Gleisen standen. Bestimmte Zugstrecken konnten nicht mehr befahren werden, weil sie bereits zerstört waren. So dauerten die Zugfahrten Wochen.

Frage 3: „Wie und an wen sind Sie zu Zwangsarbeit vermittelt worden?“



Abb. 4: Tatjana E. Kapustinskaja

Die zur Zwangsarbeit nach Deutschland geschafften Personen sind durch die Arbeitsämter an ihre zukünftigen Arbeitgeber vermittelt worden. „Es ist grundsätzlich nur zulässig, solche Ostarbeiter zu beschäftigen, die durch die zuständigen Arbeitsämter vermittelt worden sind.“²⁴ In der Praxis sah es so aus, daß der Arbeitgeber ein bestimmtes Kontingent zugeteilt erhielt und sich die ihm

gewährten Arbeitskräfte bei Ankunft eines neuen Transports am Bahnhof abholen konnte. Zwei Zwangsarbeiterinnen beschreiben diesen ersten Moment in Lübeck: „Wir kamen in Lübeck an, wurden auf einen Platz geführt und mußten uns in Reih und Glied aufstellen. Dann kamen Deutsche mit Lastwagen und suchten sich Leute aus. Ich kam nach Schwartau in die Marmeladenfabrik, mein Meister hieß Peter Brandt.“ (Tatjana E. Kapustinskaja, Jg. 1921, Bez. Chmelnickij; Schwartauer Werke)

„Auf dem Bahnhof in Deutschland warteten viele Bauern, und sie suchten sich die aus, die kräftig und gesund aussahen. Unser ganzer Waggon voller Mädchen kam in die Fabrik Schwartauer Allee 109. Ein älterer Deutscher brachte uns dorthin. [...] Ich arbeitete in der Lackiererei. [...] Man hat uns weder mit Vornamen noch mit Nachnamen angeredet, nur mit Nummern. Ich war Nr. 286.“ (Anna Grigorewna Kusmina)

Der nationalsozialistischen Ideologie folgend, wurden diese Arbeiter aus einer „minderwertigen Rasse“ auch nicht durch deutsche Gesetzgebung geschützt: „Für den Fall, daß ausnahmsweise auch Kinder beschäftigt werden, gilt für sie das Jugendschutzgesetz nicht.“²⁵

So wurden halbwüchsige Mädchen bei der Eisenbahnausbesserung eingesetzt: „Wir mußten bei der Eisenbahnausbesserung arbeiten [...] die Arbeit war schwer, wir mußten Schienen und Schwellen schleppen. Ich war doch erst 17 Jahre alt.“ (Anna K. Kleschtsch)

Auf einem Gut in der Nähe von Bliestorf mußte ein Geschwisterpaar, acht und zehn Jahre alt, zusammen mit seinen Eltern auf dem Feld arbeiten. Arbeitszeit war im Sommer von 7 bis 19 Uhr, im Winter von 8 Uhr bis zum Einsetzen der Dunkelheit. Sergej Zonik erinnert sich: „Einmal konnte ich morgens vor Überarbeitung vom Tag vorher nicht zur Arbeit aufstehen. Ungefähr um acht kam der Aufseher in unsere Baracke, ich schlief, und er schlug mit einem Knüppel auf mich ein und jagte mich vor sich her zur Arbeit [...]. Auf dem Feld bin ich dann wieder umgekippt, und hätte mich der Traktorfahrer nicht noch rechtzeitig gesehen, hätte er mich wohl mit der Mähmaschine überfahren. Er hat mich dann vom Feld weggeschickt. Er hatte eine gute Seele.“ (Sergej Petrowitsch Zonik, Jg. 1933, Bez. Brest; beim Bauern; im Brief S. 11)

Eine nicht unbeträchtliche Zahl von

Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern ist nacheinander an diverse Arbeitgeber vermittelt worden. Die Nichte von Grigorij Maljuga, Galina Orfinjak, berichtet hierüber aus den Erinnerungen ihres Onkels: „Zuerst kam ich zu einem Bauern, Fritz Bajkasch, in Kleintimmendorf. Im Winter 1943 habe ich dann im Drägerwerk in Lübeck als Ladearbeiter gearbeitet. Im Mai 1944 habe ich dann auf einer Schiffswerft in Travemünde als Helfer des Schweißers gearbeitet. Im Frühjahr 1945 bin ich dann wieder zum Bauern Fritz Bajkasch zurückgekehrt.“ (Grigorij Grigorewitsch Maljuga, Jg. 1926)

Mit Fortschreiten des Krieges standen immer weniger deutsche Arbeitskräfte zur Verfügung, so daß 1942 das Anwerben von Arbeitskräften aus den besetzten Ostgebieten forciert wurde. Die deutschen Arbeitgeber waren jedoch nicht immer mit dem „Material“ zufrieden, das geliefert wurde; sechzehnjährige Mädchen und Jungen können keine kräftigen Arbeiter ersetzen. Dies erklärt den häufig gehörten Ausspruch: „Wir mußten diese 'Ostarbeiter' ja nehmen.“ Kräftige Männer wären vermutlich lieber genommen worden.

Frage 4: „Wo waren Sie untergebracht, und wie waren Ihre Lebensverhältnisse (Wohnheim, Lager, Verhältnis zur Lagerverwaltung; wie hat man sich dort Ihnen gegenüber verhalten)?“

Die „Einsatzbedingungen“ sehen vor, daß die Zwangsarbeiter separat unterzubringen seien, da von ihnen möglicherweise Gefahr ausgehen könnte: „Vor allem aber ist die Absonderung des Ostarbeiters vor der deutschen Umwelt eine notwendige Vorsichtsmaßnahme zum Schutze des deutschen Menschen selbst. Auch bei vorsichtigster

Auswahl kann es vorkommen, daß sich Elemente in die Reihen der Ostarbeiter einschleichen, die aus Erziehung oder Gewöhnung, unter Umständen aber auch in direktem feindlichen Auftrag und nach entsprechender Ausbildung als Agenten, Saboteure oder Spione im Deutschen Reich die Ordnung zu stören versuchen werden. [...] Diese Haltung



Abb. 5: Wohnbaracke im Lager Thiel & Söhne

schließt eine anständige, gerechte und menschliche Behandlung der Ostarbeiter nicht aus [...]"²⁶

Die Respondenten berichten über ihre Wohnverhältnisse: „Wir wurden in Lagern untergebracht, die auf einem brachliegenden Grundstück unweit der Bucht aufgebaut waren. Durch diesen Wald ging eine Trasse zur Stadt Lübeck. Wieviel Kilometer es bis zur Stadt waren, weiß ich nicht, ich war niemals dort. [...] Wir waren von der ganzen Welt isoliert, keinerlei Information bis zum letzten Tag.“ (Anna Illarionowna Solow'ewa, Jg. 1924, Bez. Charkow; DWM, Gothmundlager)

Die Betroffenen berichten, daß sie äußerst spärlich gepflegt wurden, einige erhielten nur eine Mahlzeit pro Tag. Die „Einsatzbedingungen“ regeln genau, wieviel pro Tag vom Lohn für Kost und Logis abzuziehen ist: „Die Entgelttabellen schreiben vor, daß der

Ostarbeiter die ihm gewährte Verpflegung und Unterkunft mit einem Betrag von 1,50 RM täglich zu vergüten hat; diese Summe wird ihm vom Arbeitsverdienst einbehalten.“²⁷

Bis auf wenige Ausnahmen berichten die ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, daß sie immer hungrig waren. Während ihrer knappen freien Zeit hätten sie geschlafen, um den Hunger und das Heimweh zu vergessen. An die Verpflegung erinnern sie sich wie folgt: „Einmal am Tag gab es etwas zu essen. 600 g Suppe und 300 g Brot. [...] Ich bin 1,65 m groß, und ich wog 46 kg, als ich nach Hause kam. Nur Haut und Knochen.“ (Warwara Akimowna Pilipenko, Jg. 1925, Stadt Zaporozhe; DWM)

Voller Ekel erinnern sich einige an das, was als „Verpflegung“ bezeichnet und ihnen mit einer Reichsmark und fünfzig Reichspfennigen pro Tag in



Abb. 6: Das Lager Brandenbaum

Rechnung gestellt wurde. Die Fleisch-einlage in der Suppe bestand aus Kohlmaden und das Brot zur Hälfte aus Sägemehl: „Unsere Ernährung bestand [pro Tag] aus 100 g Brot und einer dünnen Steckrübensuppe; in der Suppe schwammen Würmer [...]“ (Antonina S. Filiptschik, Jg. 1926, Bez. Gornje, Lager Brandenbaum)

„[Wir] haben 5 bis 6 Pellkartoffeln erhalten, das war alles. Am nächsten Tag haben wir anstelle von Kartoffeln eine dünne Suppe mit Spinatblättern bekommen. Ich konnte diese Suppe nicht aushalten, obwohl Spinat ja gesund ist; es waren aber ganze Blätter in der Suppe, und die zogen sich so. Zuerst haben wir die Suppe nicht gegessen, aber dann haben wir so gehungert. Wir haben sogar die Kartoffeln nicht mehr abgepellt, sondern sie einfach so mit der Schale gegessen. [...] Das Brot bestand zur Hälfte aus Sägemehl. Wir waren alle

sehr abgemagert.“ (Anna Illarionowna Solow'ewa)

„Die Ernährung war sehr schlecht. Zum Frühstück bekamen wir 100 g Brot, 20 g Margarine, 2 Stck. Zucker und ein Glas Tee. Zum Mittag einen Teller Suppe ohne Brot und das gleiche zum Abendbrot. [...] Wir haben unter den Güterwaggons Möhren, Kartoffeln, Steckrüben aufgesammelt und roh gegessen. [...] Wir haben diejenigen beneidet, die beim Bauern untergebracht waren, denn sie bekamen gut zu essen, nicht so wie wir.“ (Anna K. Kleschtsch)

Die Respondentinnen und Respondenten erinnern sich an die verschiedensten Eindrücke aus dem Lager: „Im Lager wuchsen Rosen. Man durfte aber nicht daran riechen, schon pfiß einem die Peitsche über den Rücken.“ (Ljubow Smirnowa, Jg. ?, Bez. Dnepropetrowsk; Lager Brandenbaum/Rüstungsfabrik)

Ein Zwangsarbeiter, der für das Drä-

gerwerk arbeitete und im Lager Finken-
berg lebte, berichtet von Straffaktionen:
„Wir lebten in einem Lager, das mit einem
Zaun umgeben war; es gab einen
Eingang, und auf dem gesamten Territo-
rium gingen bewaffnete Wachmänner.
Das Lager befand sich neben einer
Müllhalde, und dort stand ein Galgen,
wo man denen das Leben nahm, die
Lebensmittel stahlen. Während der Zeit
meines Aufenthalts in Lübeck fanden
sieben Hinrichtungen statt. Wir mußten
bei diesen Prozessen zusehen.“ (Nikolaj
Alekssewitsch Paskewitsch, Jg. 1926,
Bez. Poltawa; Drägerwerk)

Der Galgen im Lager Finkenberg wird
auch von anderen Personen bestätigt,
die für das Drägerwerk arbeiten muß-
ten: „Auf dem Schuttbladeplatz hinter
dem Lager befand sich ein Galgen.
[Deswegen haben wir keinerlei Wider-
stand geleistet.]“ (Efa Grabinskaja, Jg.
1926, Bez. Brest; Drägerwerk)

„Hinter unserem Lager war ein Gal-
gen, dort wurden öffentlich Leute hin-

gerichtet. Aus unserem Lager wurden
drei aus Leningrad aufgehängt, dafür,
daß sie sich in [den umliegenden] Gär-
ten etwas zu essen besorgt hatten.“
(Ekaterina Porfirewna Chlibez, Jg. ?,
Bez. Zaporozhe; Drägerwerk)

Eine andere Betroffene berichtet, daß
die Leichen noch tagelang am Galgen
hingen und sich im Wind bewegten.
„Einige dieser Gesichter [derjenigen,
die aufgehängt worden waren] werde
ich nie vergessen.“ (Nadezhda Adamow-
na Fedkina, Jg. ?, Stadt Pinsk; Dräger-
werk)

Die Lagerunterbringung war psy-
chisch und physisch sehr belastend für
die „Ostarbeiter“. Immer in Angst, was
der nächste Tag bringen wird, und un-
gewiß, ob sie dieses Lager lebend ver-
lassen. Viele berichten von nächtlichen
Fliegeralarmen und daß sie dann die
Nächte im Splitterbunker verbracht,
kaum geschlafen haben, und dann muß-
ten sie morgens völlig übernachtigt zur
Arbeit gehen.

Frage 5: „Wie wurden Sie ernährt und gekleidet? Wie waren die hygienischen
Verhältnisse bzw. die medizinische Versorgung?“

Die Einsatzbedingungen regeln auch die
Frage der Arbeitskleidung: „Die Ost-
arbeiter haben ihre Arbeitskleidung
grundsätzlich mitzubringen [...]“²⁸ Die
Respondentinnen berichten hier unter-
schiedlich – den größten Eindruck schei-
nen die Holzschuhe gemacht zu haben,
denn sie werden sehr häufig beschrie-
ben. Je nach Anforderung haben einige
Firmen Arbeitskleidung ausgegeben.

„Wir erhielten Arbeitskleidung, Kittel
und Kopftücher; die Kleidung, die wir
bei der Ankunft an hatten, wurde ver-
brannt. [...] Es gab regelmäßig medizi-
nische Kontrollen. Hygiene und Sauber-

keit wurde von uns während der ganzen
Zeit, in der wir in der Marmeladenfa-
brik waren, gefordert.“ (Anastasija Mel-
nitschuk, Jg. 1922, Bez. Chmelnickij,
Schwartauer Werke)

„Vom 15.11.42 bis 2.5.45 trug ich ei-
nen Rock und einen Kittel, den ich er-
halten hatte.“ (Warwara Akimowna Pi-
lipenko)

„Wir haben keinerlei Kleidung erhal-
ten. Ich bin in meinem schwarzen Trä-
gerrock hier angekommen und habe ihn
getragen, als ich wieder nach Hause
fuhr. Wir haben aber Holzschuhe er-
halten.“ (Marija L. Gusewa geb. Rudy-

ka, Jg. 1923, Dnepropetrowsk; Lager Brandenbaum)

Die medizinische Versorgung bzw. Krankenversicherung der Einsatzkräfte wird durch die „Einsatzbedingungen“ geregelt: „Der Ostarbeiter hat [...] keine Versicherungsbeiträge zu zahlen, erhält dafür auch keinerlei Leistungen von seiten der Träger der Reichsversicherung.“²⁹

„Die Ostarbeiter erhalten als Krankenversorgung

1. Krankenpflege [...] soweit sie zur Erhaltung der Arbeitsfähigkeit notwendig ist.
2. Krankenhauspflege: [...] Unterbrin-

gung in öffentlichen Krankenhäusern [kommt] nicht in Betracht [...]

Ein Rechtsanspruch des Ostarbeiters auf Krankenversorgung besteht nicht.“³⁰

In den Briefen wird berichtet, daß es kleinere Krankenstationen in den Lagern gab; bei ernsthafteren Erkrankungen oder Unfällen wurden die Zwangsarbeiter in Lübecker Krankenhäuser gebracht. „Wer medizinische Hilfe brauchte, bekam sie auch – von deutschen Ärzten.“ (Elena Beloj, Jg. ?, Bez. Sumy; Lager Brandenbaum) Andere schreiben, sich nicht an medizinische Versorgung erinnern zu können, da sie während der Zeit nicht krank waren.

Frage 6: „Wie lang war Ihr Arbeitstag? Hatten Sie eine regelmäßige Arbeitszeit, oder haben Sie Schichtarbeit geleistet? Hatten Sie Urlaub? Wie haben Sie Ihre Freizeit verbracht? Hatten Sie die Möglichkeit, Briefe nach Hause zu schreiben?“

Die „Einsatzbedingungen“ regeln sämtliche Details des Arbeitseinsatzes: „Die gesetzlichen, tariflichen und betrieblichen Vorschriften über den Urlaub oder über die Gewährung von freien Familienheimfahrten finden auf den Ostarbeiter keine Anwendung. [...] Der Ostarbeiter findet in Deutschland wesentlich bessere Lebensbedingungen vor, als sie jemals im bolschewistischen Rußland vorhanden gewesen sind. Von ihm muß daher erwartet werden, daß er zunächst durch angestrengte Arbeit seinen Aufenthalt im Deutschen Reich sich verdient. Unter diesen Umständen kommt daher vorläufig ein Urlaub nicht in Betracht.“³¹

Die Frage nach dem Urlaub hat eine Respondentin sehr gereizt: „Es gab keinerlei Urlaub. Das wäre ja zum Lachen, wenn man Gefangenen Urlaub gäbe. [...] Von Urlaub oder Freizeit kann nicht die Rede sein. Wir arbeiteten von

Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. [...] Was stellen Sie überhaupt für Fragen. Urlaub. Die Faschisten liebten andere Worte: Erschießen, aufhängen, anzünden, vernichten. Wissen Sie das etwa nicht?“ (Aleksandra Scherschunowitsch, Jg. 1925, Bez. Brest; Lager Brandenbaum)

Unsere Frage stellte sich jedoch nicht als ungerechtfertigt heraus, da einigen wenigen ein kleiner Urlaub gestattet wurde: „Wir haben 8 Stunden in der Werkstatt gearbeitet. Danach mußten wir noch zusätzlich arbeiten, Früchte und Beeren abladen, sortieren. Um 19.00 endete unser Arbeitstag. Während der ganzen Zeit hatte ich einmal Urlaub für gute Arbeit. Meine Meisterin hat mich für einige Tage mit ans Meer genommen.“ (Anastasija Ignatjewna Melnitschuk)

Auch Ganna Wawruch (Rüstungsfabrik) berichtet, daß sie eine Woche Ur-



Abb. 7: „In der Freizeit“

laub hatte und daß an religiösen Feiertagen nicht gearbeitet wurde. Wera Kutowa erinnert sich, sogar zwei Wochen Urlaub gehabt zu haben, und beschreibt ihre Lebens- und Arbeitssituation wie folgt: „Wir sind in gute Hände gekommen. Unser Chef war Heinrich Kruse, und er hatte eine kleine Sattlerei in der Beckergrube. [...] Obwohl unser Chef in der NSDAP war, war er ein sehr gütiger Mensch. Er beschützte uns, gab uns Kleidung. Und half uns, wo er nur konnte. [...] Wir nähten Rucksäcke, und der Chef zeigte den Lehrlingen und uns, wie man Zaumzeug für Pferde näht. [...] Wir haben sogar Urlaub bekommen. Meine Schwester und ich sind für zwei Wochen nach Bad Pyrmont gefahren. Unsere Tante war zur Zwangsarbeit dorthin gebracht worden. [...] Auf der Arbeit fühlten wir uns den deutschen Arbeitern gleichberechtigt.“ (Wera Kutowa, Jg. ?, Tschernowcy; Fa. Heinrich

Kruse, Lager „Thiel & Söhne“, Schwartauer Allee 109)

Die „Einsatzbedingungen“ sehen Ausgang vor, wenn die Zwangsarbeiterinnen Wohlverhalten an den Tag legen: „Das absolute Ausgehverbot ist für bewährte Arbeitskräfte gelockert.“³²

Einigen Mädchen und Jungen wurde in ihrer Freizeit Ausgang für einige Stunden gewährt: „Ich arbeitete von 8 – 17.00 Uhr, sonnabends bis 13.00, sonntags war frei. So arbeiteten wir von 1942 – 1944. Ab 1945 arbeiteten wir in zwei Schichten. Urlaub hatten wir nicht, wir sind sonntags zu fünft in Schwartau spazieren gegangen oder mit der Straßenbahn nach Lübeck gefahren, um unsere Landsleute in den verschiedenen Lagern zu suchen. Wer zu spät zurückkam, bei dem setzte es Prügel.“ (Tatjana E. Kapustinskaja)

Alle versuchten, die knappe freie Zeit, die ihnen zur Verfügung stand, so

angenehm wie möglich zu verbringen: „Sonntags war frei. Die Kriegsgefangenen, wenn man ihr ordentliches Äußeres in Betracht zog, fuhren irgendwie zum Frauenlager Brandenbaum. [...] Uns Jugendlichen war nicht nach Frauen, wohl wegen unseres Alters, und wir

hatten Angst, die Ordnung zu stören.“ (Mikola Pawlowitsch Kiritschenko, Jg. ?, Bez. Zhitomir; Lager Hubertus)

„Abends nach der Arbeit saßen wir oft am Zaun und schauten in die Ferne.“ (Julija G. Semjonowna, Jg. 1927, Charkow; Schwartauer Werke).

Frage 7: „Wurden Sie für Ihre Arbeit entlohnt?“

Den Einsatzbedingungen sind Abrechnungslisten beigefügt, wie die Arbeitskräfte aus dem Osten zu entlohnen sind: „Für den Ostarbeiter gilt noch mehr als für den Polen der Grundsatz, daß Arbeitsentgelt nur für Arbeitsleistung gezahlt wird.“³³ „Wenn dieser aus irgendwelchen Gründen der Arbeit fernbleiben muß, darf ihm der Lohn nicht weitergezahlt werden.“³⁴ „Die Vorschriften über die Erstattung des Lohnausfalls bei Arbeitsausfall infolge Fliegeralarms oder Fliegerschäden [gelten] für den Ostarbeiter nicht.“³⁵ „Entsprechend der Herausnahme der Ostarbeiter aus der deutschen Sozialordnung stehen sie auch nicht in einem Arbeitsverhältnis. Nach allgemeiner Auffassung ist das Arbeitsverhältnis ein personenrechtliches Treueverhältnis. Diese sittliche Auffassung entspringt deutschrechtlicher Anschauung und kann daher auf den Ostarbeiter nicht übertragen werden.“³⁶

Die „Einsatzbedingungen“ erläutern in einem Beispiel, wie die Lohntabellen für „Ostarbeiter“ anzuwenden sind: „Beispiel: Der Ostarbeiter werde in einem Betriebe mit einer Arbeit beschäftigt, für die der deutsche Arbeiter bei gleicher Leistung ohne Sozialzulagen einen Bruttolohn von 60 Rpf je Stunde erhält. Der Ostarbeiter arbeitet innerhalb des im Betriebe maßgeblichen Lohnabrechnungszeitraumes von einer Woche 60

Stunden. Dann beträgt der sogenannte 'Vergleichslohn' im Sinne der Verordnung [...] 36 RM je Woche. Das Entgelt dieses Ostarbeiters würde sodann nach der Tabelle insgesamt 19,60 RM betragen. Unter Abzug der Sachbezüge für Unterkunft und Verpflegung in Höhe von 1,50 RM je Kalendertag würde sich dann der Barbetrag in Höhe von 9,10 RM je Woche ergeben. Von diesem Barbetrag sind keine weiteren Abzüge vorzunehmen, es sei denn, daß Fahrtkosten [...] oder Sachleistungen [...] gegeben werden.“³⁷

Diese Berechnungen werfen die Frage auf, wo die Differenz zwischen 9,10 RM und 36 RM blieb und wohin dieses Geld floß. Hierzu geben die „Einsatzbedingungen“ keine Aufklärung. Darüber hinaus mußte für den „Ostarbeiter“ ab einer bestimmten Einkommenshöhe (12 RM/Woche) eine „Ostarbeiterabgabe“ entrichtet werden, die ausschließlich dem Deutschen Reich zufloß. Dies bedeutet für den obigen „Beispiel-Ostarbeiter“, daß nach der Berechnungstabelle eine „Ostarbeiterabgabe“ von 15,75 RM an das Finanzamt zu zahlen gewesen wäre.³⁸

Wie die Entlohnung konkret erfolgt ist, läßt sich schwer nachvollziehen, da Entgeltabrechnungen nicht ausgegeben worden sind.³⁹ Und die Vermutung liegt nahe, daß einige Arbeitgeber zugunsten

der „Ostarbeiterabgabe“ auf die Lohnzahlung an den „Ostarbeiter“ verzichtet haben. Dies läßt sich heute weder bestätigen noch gänzlich ausschließen.

Viele „Ostarbeiter“ schreiben detailliert über ihre Bezahlung, erinnern sich genau an den Betrag, den sie erhalten haben, und an einige kleine Aufmerksamkeiten: „Für meine Arbeit habe ich alle halbe Jahr ca. 40 Mark bekommen. Man konnte für dieses Geld aber nichts kaufen.“ (Tatjana E. Kapustinskaja)

„Jeden Freitag lag ein Bonbon auf meinem Schränkchen, mein Arbeitsplan und Geld; wieviel weiß ich aber nicht mehr.“ (Sergej Pimenowitsch Tkatschenko, Jg. 1925, Bez. Tscherkassy; BLM)

Andere dagegen erinnern sich nicht, bezahlt worden zu sein: „Wir haben keinen Lohn erhalten. Die Polen haben zu uns gesagt, daß man erstmal unsere

Fahrkarte für den Weg nach Deutschland mit unserem Lohn verrechnen würde.“ (Franziska Bronislawowna Bylik, Jg. 1924, Bez. Chmelnickij; MfM)

Daneben hängt die Beantwortung der Frage, ob die ehemaligen Zwangsarbeiter Lohn erhalten haben oder nicht, sehr stark von der individuellen Erinnerungsleistung ab, d. h. ob das Langzeitgedächtnis dies für wichtig hielt oder nicht. Von 14 Zwangsarbeiterinnen, die uns geantwortet haben und beim Rüstungsbetrieb „Maschinen für Massenverpackungen“ (MfM) eingesetzt waren, erinnerten sich acht, zwischen 80 Rpf und 3 RM erhalten zu haben, drei meinten, sie wären gar nicht entlohnt worden, eine wußte noch, einen „kärghlichen Lohn“ erhalten zu haben, und zwei erinnerten sich, zwischen 15 und 20 RM an Lohn bekommen zu haben.

Frage 8: „Wie war Ihr Verhältnis zu den anderen Arbeitern und zur deutschen Bevölkerung?“

Hier sprechen die „Einsatzbedingungen“ ein sehr deutliche Sprache: „Eine Berührung des Ostarbeiters mit sonstigen Arbeitskräften, seien es nun Deutsche, Ausländer oder Kriegsgefangene, ist grundsätzlich unerwünscht, [wenn auch in vielen Fällen nicht vermeidbar].“⁴⁰

Nicht immer ließen sich die Vorschriften so anwenden. Viele der ehemaligen „Ostarbeiterinnen“ berichten, daß die Deutschen Mitleid mit ihnen hatten und versuchten, ihnen in ihrer Situation zu helfen; einige Mädchen hatten deutsche Freundinnen gefunden. „Zu den Arbeitern hatte ich ein gutes Verhältnis. Wir lebten friedlich zusammen, gingen einander zur Hand. In der Fabrik arbeiteten wir mit älteren Männern und Frauen zusammen. Unser Ver-

hältnis war gut. Manchmal kauften sie für uns Seife, Lippenstift oder Limonade, wir hatten mit ihnen keinerlei Konflikte. Die Deutsche, der wir zugeteilt waren, war sehr gerecht. Eine andere Frau, die als Übersetzerin arbeitete, war sehr böse. Für sie waren wir keine Menschen.“ (Tatjana E. Kapustinskaja)

„Wir taten den Leuten leid, und sie haben uns etwas zu essen durch den Zaun geschoben, obwohl das verboten war.“ (Anastasija Melnitschuk)

Manche haben auch andere Eindrücke gesammelt: „Bei der Eisenbahn sagte der Meister immer zu mir 'Du faul' [diese Worte waren auf Deutsch geschrieben; K. F.-B.]“ (Wasil Jewtuchowitsch Schama, Jg. 1923, Bez. Kiew; Reichsbahnausbesserungswerk)

„Es gab dort Leute, die schlugen uns, und wir wußten nicht, warum man uns schlägt.“ (Andrej Karlowitsch Schmigelskij, Jg. 1922, Bez. Chmelnickij; Flender-Werke)

Die Antworten, die auf diese Frage gegeben wurden, sind so vielfältig wie die Briefe selbst. Jeder hat andere Erfahrungen gemacht. Grob gesagt berichten viele: „Es gab solche und solche.“

Frage 9: „Gab es irgendeine Form von Widerstand (z. B. Arbeitsverweigerung)?
Bitte schreiben Sie ausführlich!“

Von Widerstand und kleineren Sabotageakten wurde nur in seltenen Einzelfällen berichtet. Der größte Teil der Befragten erinnert sich nicht an Widerstand. „Arbeitsverweigerung gab es bei uns nicht. Wir hatten Angst, daß man uns ins KZ schicken würde.“ (Andrej Karlowitsch Schmigelskij)

„Es gab bei uns keinerlei Widerstand. Die Strafen waren sehr hart. Für kleine Unfolgsamkeiten konnte man ins Konzentrationslager geschickt werden oder zu noch schwererer Arbeit. Einmal ist jemand weggelaufen, danach hat man uns noch viel strenger bewacht.“ (Nadezhda Konstantinowna Kulik)

„Im Winter wurde einem für die kleinste Unaufmerksamkeit das Heizmaterial entzogen. Manchmal mußten wir dann zwei, drei Tage im kalten Zimmer schlafen.“ (Anna K. Kleschtsch)

„Im September 1944 bin ich bei der Arbeit [im Reichsbahnausbesserungswerk] vor Hunger zusammengebrochen. Unser Meister, ein Deutscher namens Hans, verprügelte mich. In der gleichen Nacht bin ich mit einem, der mit mir zusammenarbeitete, M. K. Onischtschenko, weggelaufen [...]. Nachts sind wir dann Richtung Osten gelaufen, und am Tag haben wir uns versteckt. Wir wurden gefaßt und haben 3 Monate in Grevesmühlen im Gefängnis gesessen.“

(Aleksej Michajlowitsch Schejko, Jg. 1926, Bez. Zaporozhe; Reichsbahnausbesserungswerk)

Einen der wenigen Akte von Aufbegehren schildert Anastasija Gawrilenko: „Ich erinnere mich an einen Vorfall; wir streikten, weil man uns schlecht ernährte. Wir wurden dafür mit einem Schlauch naßgespritzt und hungrig zur Arbeit gejagt. [Eigentlich Antwort zu 4] [...] Es gab ältere Mädchen, die ihre Haare in die Werkbank gehalten haben, und die wurden dann mitsamt der Kopfhaut abgerissen. Sie wurden dann als Russenschweine beschimpft und ins Krankenlager gebracht. Ich habe so etwas nicht gemacht, ich hatte nämlich Angst, und [...] ich war [erst] 15 Jahre alt.“ (Anastasija Filippowna Gawrilenko, Jg. 1927, Bez. Dnepropetrowsk; BLM, Curt-Helm-Straße)

Von geplanten Sabotageakten oder von konkretem Widerstand berichtet keiner der Respondentinnen und Respondenten. Vielmehr erinnern sie sich, daß sie mit ihren fünfzehn, sechzehn Jahren viel zu jung und eingeschüchtert waren und überhaupt nicht auf die Idee kamen, aufzubegehren. Einige der Älteren – also Angehörige der Jahrgänge 1920 bis 1922 – oder besonders Mutige schreiben von mehr oder weniger gelungenen Fluchtversuchen.

Frage 10: „Wie verlief die Befreiung und Ihre Rückkehr in die Heimat? Welche Folgen hatten die Jahre der Zwangsarbeit für Ihr weiteres Leben? Was bedeutet diese Zeit heute für Sie?“

„Ostarbeiter, die nicht mehr arbeitsfähig sind (z. B. Kranke, Schwangere), werden in die Heimat zurückgeführt.“⁴¹ Die zitierten Einsatzbedingungen sind 1942 erschienen. In der ersten Zeit sind solche Rückfahrten auch vorgekommen. Eine ehemalige Zwangsarbeiterin berichtete uns davon. Nachdem sich in Lübeck Ende 1942 herausstellte, daß sie schwanger sei und bereits schwanger von zu Hause losgefahren war, wurde sie wieder nach Hause geschickt: „Ich war irgendwie krank und wurde ohnmächtig. Als ich wieder zu mir kam, ging ich ins Krankenhaus. Der Arzt hat mich untersucht und mir mitgeteilt, daß ich schwanger sei. [...] Nachdem mir das Arbeiten schwer wurde, wurde ich nach Hause geschickt. Ich fuhr nicht allein zurück; mit mir zusammen fuhren noch andere Frauen, die aus Krankheitsgründen nach Hause geschickt wurden.“ (Anna Iosifowna Mironenko, Jg. 1920, Bezirk Donezk; Lager Brandenbaum)

An die Befreiung durch die Engländer erinnern sich die ehemaligen ZwangsarbeiterInnen in übereinstimmenden Bildern: Sie wurden nicht mehr zur Arbeit geholt, es war keiner der Aufseher oder Lagerführer mehr im Lager, und dann kamen die Engländer.

„Eines Morgens merkten wir nach dem Aufstehen, daß niemand mehr da war. Keiner brachte uns zur Arbeit, und wir begriffen, daß die Front nahe war, und um die Mittagszeit kamen Panzer. [...] Wir wurden dann später in die russische Armee einberufen und mußten Kühe nach Berlin treiben.“ (Anna K.

Kleschtsch)

„Im Mai 45 wurden wir von englischen Truppen befreit. Einen Monat später wurden wir in die sowjetische Zone gebracht. Ich bin dann krank geworden und lag in einem russischen Krankenhaus in Frankfurt [Oder]. Danach wurde ich zu einer sowjetischen Einheit nach Stralsund gebracht und arbeitete dort zwei Monate als Köchin. Nach Hause zurückgekehrt bin ich mit einer Gruppe Soldaten, die Vieh nach Weißrußland trieben. Von da aus bin ich dann allein weitergefahren. Die Jahre der Zwangsarbeit wirkten sich folgenreich aus. Ich habe in Deutschland meine Gesundheit eingebüßt, und zu Hause galt ich als Verräterin und wurde zu den schwersten Arbeiten geschickt. [...] Diese Jahre kommen mir vor wie ein Alptraum, den ich immer wieder träume.“ (Tatjana E. Kapustinskaja)

Die Heimkehr war nicht weniger beschwerlich als der Weg in die Zwangsarbeit. Man reiste oftmals nur zu Fuß oder für eine kurze Wegstrecke auf einem Lastwagen. „Die Rückkehr in die Heimat dauerte sehr lange und war sehr schwer, aber wir kamen an, und wir hatten überlebt. So etwas kann man nicht vergessen. Wenn ich heute an diese Jahre der Gefangenschaft denke, so möchte ich sie nicht noch einmal durchleben, und ich wünsche so etwas niemandem.“ (Anastasija Melnitschuk)

„Was diese Zeit heute für mich bedeutet? Es ist schon schrecklich, sich nur daran zur erinnern. Ständig blickte uns der Tod in die Augen.“ (Iwan Wasilewitsch Rudjuk, Jg. unbekannt, Bez.

Chmelnickij; Drägerwerke)

Das nächste Zitat fällt unter die Kategorie „kollektives Gedächtnis“; man hat davon gehört, daß so etwas passiert ist, einem selbst ist es so jedoch nicht widerfahren. Auf diese Weise entstehen dann Mythen und Legenden: „Unsere Heimat empfing uns nicht sehr freundlich. Man nannte uns Volksverräter, gab uns keine Personalausweise, wir wurden zur Arbeit in Bergwerke geschickt oder zum Holzfällen, selbst Frauen. Wenn man dann einen Ausweis erhielt, so war er nur für ein Jahr gültig, und man durfte nicht das Land verlassen. [...] *Ich persönlich habe es immer verheimlicht, wo ich gearbeitet habe und was ich gemacht habe.* [Hervorhebung v. K. F.-B.⁴²] Als ich dann heiratete, änderte sich mein Leben vollends. Mein Mann war in der Armee und verteidigte während des Krieges unsere Hauptstadt Moskau.“ (Wera Kutowa)

Nach der Rückkehr in die Heimat führten die sowjetischen Behörden in den Sammelagern in der sowjetisch besetzten Zone sogenannte 'Filterungen', d. h. Befragungen durch, um zu erfahren, ob sich die Zwangsarbeiter des Hochverrats schuldig gemacht hatten. Denn seit einem Befehl Stalins vom 16. August 1941 galt Gefangenschaft unabhängig von den Umständen ihres Zustandekommens als Verrat.⁴³

„Nach der Befreiung haben sowjetische Truppen uns nach Ostpreußen gefahren. Dort mußten wir helfen, die Ernte einzubringen. Im Oktober durften wir dann nach Hause. Im Dorf hat man uns auch nicht in Ruhe gelassen. Leute vom KGB kamen und verhörten uns, dann mußten wir zum Verhör zur Bezirksverwaltung – immer wieder: Wo hast du gearbeitet, was hast du da ge-



Abb. 8: Wera Kutowa

macht und so weiter.“ (Anna Grigorewna Kusmina)

Für viele war das Schweigen über das Durchlittene am schlimmsten; sie konnten niemandem ihr Herz ausschütten und lange auf keinerlei Verständnis und Mitgefühl zählen. Eine ehemalige Zwangsarbeiterin erinnert sich: „Nach der Rückkehr in die Heimat ging der Spießbrutenlauf weiter. Man begegnete mir überall mit Verachtung. Ich ging zum KGB, um eine Bescheinigung zu bekommen, daß ich überprüft worden bin, damit ich einen Personalausweis bekommen kann. Man wollte mir keinen Paß geben. [...] Niemand gab mir Arbeit, außer vielleicht in der Kolchose, und einen Ausweis sollte ich auch nicht erhalten. Ich überlegte, wie mein Leben weitergehen sollte. Dann fuhr ich in das Dorf, in dem wir bei Kriegsausbruch gelebt hatten. Dort habe ich dann auch einen Ausweis bekommen. Ich erzählte einfach niemandem von Deutschland.“

Ich bekam Arbeit; auch dort erzählte ich nichts über Deutschland. Ich bin dann in ein Bergbauinstitut aufgenommen worden und habe dort alle Prüfungen bestanden. Ich habe das Technikum beendet und war im Bergbau für die Normeinhaltung zuständig – ich habe auch dort kein Wort über Deutschland gesagt, denn ich habe ja mitbekommen, mit welchem Haß man solchen wie mir begegnete. Es tat mir in der Seele weh. Können Sie sich vorstellen, wie ich 46 Jahre darunter gelitten habe? Jetzt habe ich die Anerkennung als 'Minderjährige Gefangene'. Drei Jahre war ich in Gefangenschaft, und 46 Jahre mußte ich dafür bezahlen. [...] Als ich die Anerkennung erhielt, bin ich zur Arbeit gegangen und habe sie dort gezeigt. Alle waren erstaunt, stellten Fragen: Warum hast Du nie darüber gesprochen. Und ich antwortete: Wem sollte ich davon erzählen. [Wer hätte das verstanden]." (Anna Petrowna Rjabintschenko, Jg. 1926, Rußland, Schachty; DWM)

Eine ehemalige Zwangsarbeiterin schreibt uns über die Verfolgung, der sie ausgesetzt war. Unter allen Briefen, die die Geschichtswerkstatt erhalten hat, war dies der einzige, in dem von erlittener Lagerhaft nach der Repatriierung berichtet wurde. Die Schreiberin war im Drägerwerk. Von ihr haben wir zwei Fotos erhalten, die das Barackeninnere im Drägerlager zeigen, und darüber hinaus hat sie uns ihr „Ostarbeiterabzeichen“ zugesandt. „Nach der Befreiung wurden wir Ende Mai 45 nach Rostock gebracht. Nach eingehender Überprüfung durften wir zwei Monate später nach Hause fahren. Ich wußte damals noch nicht, daß auf mich ein Schicksal wartet, das schlimmer ist als der Krieg. Ich heiratete, bekam ei-

nen Sohn, und ein Jahr später wurde mein Mann verhaftet. Den Grund weiß ich bis heute nicht. Dann wurde auch ich verhaftet, das Kind wurde mir weggenommen. Die Antwort des Ermittlers auf meine Frage war einfach: 'Es ist kein schweres Verbrechen, dessen Sie angeklagt sind, aber Sie haben das Leben im Westen gesehen, und wir können Sie nicht freilassen.' Mein Mann wurde zu 25 Jahren verurteilt. Er starb in der Haft am 29. Jan. 1951. Nachdem ich 7 Jahre im Lager war – ich war zu 10 Jahren verurteilt – wurde ich [drei Jahre] nach dem Tode Stalins im Jahre 1956 aus der Haft entlassen. Ich kam nach Hause zurück, und mein Sohn ging schon zur Schule. Das Etikett 'Volksfeind' warf einen Schatten auf mein Leben und das Leben meines Sohnes." (Nadezhda Adamowna Fedkina) Der Sohn lebt heute in Sibirien am Amur und sie selbst in Weißrußland.

Über 'positive' Folgen der Zwangsarbeit in Lübeck schreibt Pawel Micoljuk in seinem zweiten Brief. Er hat in Lübeck seine zukünftige Frau kennengelernt, die zuerst bei der DWM gearbeitet hat und im Lager Brandenbaum untergebracht war; nach einer Verletzung hat sie dann als Küchenhilfe im Ratskeller gearbeitet. Er stellte uns eine Ansichtskarte aus der Zeit zur Verfügung, auf der das Rathaus abgebildet ist.

Viele, die uns antworteten, haben ihrem Fragebogen einen Brief beigelegt, um noch nähere Auskünfte zu geben. „Ich habe mich entschlossen, Ihnen noch etwas mehr über mich zu erzählen. Ich war 16 Jahre alt, als ich in die Fremde geschickt wurde. Ich war klein und dünn, und alle fragten, warum ich denn allein sei und warum meine Mutter nicht mitreiste. Ich weinte während

der ganzen Fahrt nach Deutschland. Ich komme vom Dorf und war noch nie von meiner Mutter getrennt gewesen, und da wurden wir mit Gewalt weggebracht [...]" (Anna Grigorewna Kusmina)

Ein Brief ist uns zugegangen, der in seiner Art ungewöhnlich ist. Es fiel zunächst schwer, nachzuvollziehen, daß der Schreiber seinen Aufenthalt zur Zwangsarbeit in Deutschland so in Erinnerung hat. Dimitrij Paprockij aus Brest hat in der Maschinenfabrik Schärffe gearbeitet und war im Lager der Lübecker Maschinenbau Gesellschaft untergebracht:

„Ich habe Ihren Brief erhalten und möchte ihn beantworten. Ich wurde am 21. Mai 42 nach Deutschland zur Arbeit gebracht. Mir wurde vom Bezirksamt ein Bescheid zugestellt, auf dem das Datum stand, wann wir auf der Bahnstation zum Transport erscheinen sollten. Wir wurden in Waggons geladen und nach Brest gebracht, von dort aus nach Deutschland. Welche Stationen wir passierten, weiß ich nicht, es hat mich auch nicht interessiert. Ich wußte ja, daß ich nach Deutschland gebracht werde.

Wir kamen in Lübeck an und wurden eingeladen, dort warteten schon Deutsche, die sich Arbeiter aussuchen wollten. Wir zwanzig wurden ausgewählt und ins Lager der LMG gebracht. Man zeigte uns unsere Baracke und unsere Betten. Am nächsten Tag kam ein Deutscher und brachte uns 20 zur Fabrik Schärffe, dort wurden wir dann dorthin verteilt, wo wir nötig waren. Ich kam in die Schmiede zu einem etwas älteren Deutschen, und dort habe ich gearbeitet.

Ich habe täglich 11 Stunden gearbeitet, sonntags war frei. Man brachte uns

das Mittagessen in die Fabrik. Pro Woche erhielten wir 2 Laib Brot; wir bekamen Zucker, Wurst, Margarine, und es kam auch nicht vor, daß man uns diese Lebensmittel vorenthalten hat. Wir haben unsere volle Ration erhalten.

Wir haben regelmäßig jeden Freitag Geld erhalten, ich bekam 25 Mark. In unserer Baracke war ein Arzt; wenn jemand krank war, bekam er Medizin und erhielt Arbeitsbefreiung.

Im Lager war es sauber. Es wurden Desinfektionen durchgeführt. Die Deutschen waren gut zu uns Arbeitern. Es wurden Konzerte und Tanz veranstaltet, es kamen Musiker, es wurde gesungen, und die Deutschen aus der Fabrik kamen mit ihren Ehefrauen zu den Konzerten. Es gab keinerlei Konflikte zwischen Deutschen und uns Arbeitern. Ich bin den Deutschen, mit denen ich zusammengearbeitet habe, sehr dankbar. Sie haben mir sehr geholfen, oftmals haben sie noch Nachschlag aus der Werkküche mitgebracht oder andere Lebensmittel. Ich bin ihnen sehr dankbar.

Sonntags durften wir in die Stadt. Wir durften auch Briefe schreiben und von zuhause Päckchen bekommen (200 g Zwieback pro Päckchen). Am 4. Mai wurden wir von den Engländern befreit.

Wir bekamen Arbeitskleidung, und ich hatte ein gutes Verhältnis zu den anderen Arbeitern und zu den Deutschen. Es gab bei uns keinerlei Arbeitsverweigerung. Ich bewerte die Zeit heute als normal, dank dieser Zeit bin ich ein guter Schmied geworden. Ich danke für diese Zeit, und ich danke den Deutschen.

Als ich nach Hause kam, hatte unsere Regierung keinerlei Beschwerden gegen mich vorzubringen, es haben sich alle normal mir gegenüber verhalten. Auf Wiedersehen, Hochachtungsvoll

Paprockij" (Dimitrij Michajlowitsch Paprockij, Jg. 1923, Bezirk Brest; Schärffe, LMG)

Wir sind in der Lage, die Erinnerungen von D. Paprockij mit zwei weiteren Briefen zu vergleichen, die uns zwei ehemalige „Ostarbeiter“ aus Weißrußland geschrieben haben, die ebenfalls zur Firma Schärffe gebracht wurden. Sie berichteten, daß sie am 22. bzw. 28. Mai 1942 von zu Hause abgeholt und nach Deutschland gebracht worden sind, d. h. sie haben sich möglicherweise mit D. Paprockij im gleichen Zug befunden und sich vermutlich auch gekannt. Sie haben alle im Lager LMG gewohnt und in der Maschinenfabrik Schärffe gearbeitet. Keiner von ihnen berichtet über Sabotageakte oder Widerstand. Sie beschreiben ähnliche Zustände, allerdings in nicht ganz so leuchtenden Farben wie Dimitrij Paprockij.

Wladimir Samosjuk hat als Hammer schmied gearbeitet. Er berichtet: „Wir haben hauptsächlich Steckrüben zu essen bekommen [...]. Wir durften einen Brief im Monat nach Hause schreiben und haben auch Päckchen erhalten. [...] Wir haben bis zu vier Mark Lohn erhalten. [...] Zu den einfachen Arbeitern hatten wir ein gutes freundschaftliches Verhältnis.“ (Wladimir Stepanowitsch Samosjuk, Jg. 1922, Bez. Brest; Schärffe)

Auch Iwan Konopackij hat als Schlosser in dieser Firma gearbeitet. Er beschreibt die Ankunft in Deutschland: „Ein Deutscher namens Esemann suchte sich 22 Jungen aus, zu denen gehörte auch ich, und hat uns zur Maschinenfabrik Schärffe gebracht. Dort erhielten wir deutsche Ausweise, uns wurden Fingerabdrücke abgenommen, und dann [wurden wir] ins Lager gebracht. [...]

Wir waren immer unter Bewachung, abends wurden unsere Unterkünfte verschlossen. [Dort waren] drei Bewacher mit Trommelrevolvern: der Lagerführer, der Übersetzer und der Henker. Morgens wurden wir von einem Deutschen namens Kais zur Arbeit gebracht und abends wieder abgeholt. Das ging die ganzen drei Jahre so. [...] Das Lager hatte seine eigene Küche. Im ersten Jahr wurden wir schlecht ernährt, Spinat und Steckrüben. Im zweiten und dritten Jahr wurde es besser, da war sogar Fleisch im Essen. [...] Wenn wir Ausgang hatten, erhielten wir andere Oberbekleidung. [...] Im dritten Jahr wurden zwei Wochen Urlaub gewährt. Wir haben ihn nicht genutzt. Was sollten wir denn tun. Nur im Lager sitzen ist schlimmer als zu arbeiten. [...] Im ersten Jahr haben wir jeden Freitag 7 Mark bekommen. Später haben wir bis zu 17 Mark bekommen. Mit uns arbeiteten auch zehn Franzosen und ein Holländer. Wir konnten ihre Sprache jedoch nicht. Aber unser Verhältnis war sehr freundschaftlich. Während unseres Aufenthaltes lernten wir in der Fabrik ein wenig deutsch.“ (Iwan Maksimowitsch Konopackij, Jg. 1922, Bez. Brest; Schärffe)

Die drei ehemaligen Zwangsarbeiter beschreiben ausführlich ihren Aufenthalt in Lübeck. D. Paprockij hat einen längeren Brief geschrieben. I. Konopackij hat den Fragenbogen ausgefüllt und noch einen maschinengeschriebenen Brief beigefügt, in dem er auch etwas über seine Familie schreibt und wie er heute lebt. W. Samosjuk hat den Fragebogen sorgfältig ausgefüllt und so genaue Auskünfte über die von ihm erlebte Zwangsarbeit gegeben. Im großen und ganzen decken sich ihre Erinnerun-

gen, zum Beispiel bei der Frage zur Ernährung, dem Verhältnis der Arbeiter untereinander und im weitesten Sinne auch hinsichtlich der Entlohnung. D. h. alle konnten sich erinnern, bezahlt worden zu sein, jeder nennt jedoch einen anderen Betrag.

Wenn die Behandlung im LMG-Lager für die damaligen Verhältnisse und der Situation entsprechend gut erscheint, muß in Betracht gezogen werden, daß

sich die jungen Leute dort nicht freiwillig aufhielten. Sie hatten sich in ihrer Lage arrangiert und in ihr Schicksal ergeben, weil sie nichts ändern konnten. Wobei zu bedenken ist, daß keiner dieser Zwangsarbeiter, als er von zuhause weggeholt wurde, wußte, was ihn in Deutschland erwartet, wie lange der Aufenthalt dauert und ob er seine Heimat und seine Familie je wiedersehen würde.

5. Zusammenfassung

Die vorläufigen Ergebnisse unserer Auswertung stimmen weitgehend mit den Erkenntnissen einer Fragebogenaktion überein, die 1991 von Pawel Poljan in Rußland durchgeführt worden ist.⁴⁴ Die Briefe an die Geschichtswerkstatt sind noch nicht zu Ende erforscht; auf ihrer Grundlage soll noch eine Datenbank erstellt werden, um die erhaltenen Antworten aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu betrachten.

Mit den 392 Personen, die unseren Brief bzw. Fragebogen beantwortet haben, stehen 392 einzelne Schicksale vor unseren Augen. Diese Menschen haben uns an ihren Erinnerungen teilhaben lassen. Aus einer opferzentrierten Sichtweise dieser Geschichtsperiode heraus nehmen wir jeden Einzelnen wahr. Dieser Ansatz ist möglicherweise nicht streng wissenschaftlich, doch in jedem Fall ist er menschlich. Dies wäre eine ganz neue Herangehensweise an die Zwangsarbeit in Lübeck im Zweiten Weltkrieg. Der Versuch, sich in andere

Menschen und ihr Schicksal hineinzuversetzen, der Empfindung dieses Traumas nahezukommen und zu dokumentieren, was es bedeutet, zur Zwangsarbeit verschleppt zu werden, ein rechtloser Sklave, eine Nummer, „Material“ zu sein.

Die Briefe geben einen kleinen Einblick in die Lebens- und Arbeitsbedingungen der in Lübeck eingesetzten „Ostarbeiterinnen“ und „Ostarbeiter“ und über ihr Leben nach der Rückkehr in die Heimat. Obwohl die Erfahrungen und Erlebnisse einiger Respondenten übereinstimmen, so ist doch jeder Brief als Bericht über ein individuelles Menschenleben zu verstehen, denn die breite Masse der „Ostarbeiter“ gab es so nicht. Jeder einzelne Arbeitsplatz und jeder Arbeitgeber unterschied sich vom anderen. Genauso wie das, was jeder Einzelne in Deutschland erlebt hat. Einige haben vergleichsweise positive Erlebnisse, für andere war der „Arbeits-einsatz“ die Hölle auf Erden.

6. Anmerkungen

1. Dieser Aufsatz ist in der Geschichtswerkstatt Herrenwyk im Rahmen einer Veranstaltungsreihe zur Ausstellung „Ich erinnere mich nur an Tränen und

Trauer...“ Zwangsarbeit in Lübeck 1939 bis 1945 als Vortrag gehalten worden. An dieser Stelle möchte ich mich beim Leiter der Geschichtswerkstatt Herrenwyk,

Herrn Dr. Wolfgang Muth, dafür bedanken, daß er diese Arbeit mit Rat und Tat unterstützt hat. K. F.-B. – Siehe zu diesem Thema auch: Rathmer, Christian (unter Mitarbeit von Katja Freter-Bachnak und Christine Vogt-Müller): „Ich erinnere mich nur an Tränen und Trauer...“ Zwangsarbeit in Lübeck 1939 bis 1945. In: Demokratische Geschichte 11 (1999), S. 115-160.

2. Informationsfaltblatt in deutscher Sprache: „Memorial. Internationale Gesellschaft für Historische Aufklärung, Menschenrechte und Soziale Fürsorge“, o.J., o. O.

3. Vgl. Bonwetsch, Bernd: Sowjetische Zwangsarbeiter vor und nach 1945. Ein doppelter Leidensweg. In: Jahrbücher für die Geschichte Osteuropas. Bd. 41 (1993), S. 532-546, Zitat S. 543.

4. Geppert, Alexander C. T.: Forschungstechnik oder historische Disziplin. Methodische Probleme der Oral History. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht. Jg. 45 (1994), Heft 5, S. 303-323, Zitat S. 303.

5. ebenda, S. 315.

6. Welzer, Harald: Die anhaltende Macht der Gefühle. Die NS-Zeit in der Erinnerung. In: Psychologie heute. Jg. 24 (1997), Heft 6, S. 52-57, Zitat S. 54 (Welzer berichtet über die Erfahrungen deutscher Zeitzeugen mit der NS-Erinnerung, seine Ergebnisse lassen sich jedoch auch auf die ehemaligen Zwangsarbeiter anwenden).

7. ebenda, S. 54.

8. Herbert, Ulrich: Europa und der „Reichseinsatz“. Essen 1991, S. 11.

9. Bannier, Rudolf, Küppers, Hans: Einsatzbedingungen der Ostarbeiter sowie der sowjetischen Kriegsgefangenen. Berlin 1942, S. 62.

10. älterer Begriff für „Weißrussen“.

11. Einsatzbedingungen, S. 62.

12. Herbert, S. 12.

13. Gestwa, Klaus: „Es lebe Stalin“ – sowjetische Zwangsarbeiter nach Ende des Zweiten Weltkrieges. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht. Jg. 44 (1993), Heft 2, S. 71-86, Zitat S. 71.

14. ebenda, S. 73.

15. Poljan, Pawel: Zhertwy dwuch diktatur. Ostarbajtery i woennoplennye w tref'em rejche i ich repatriaci. Moskwa 1996.

16. per Stichtag: 20. Oktober 1997.

17. Ukrainisch ist eine eigenständige ostslawische Sprache.

18. Vgl. Anm. 9.

19. Einsatzbedingungen, S. 10f.

20. ebenda, S. 21.

21. Demarkationslinie gemäß Hitler-Stalin-Pakt.

22. Einsatzbedingungen, S. 23.

23. Herbert, S. 8, Poljan, S. 29; insgesamt befanden sich fast 8 Millionen „Fremdarbeiter“ zu diesem Stichtag in Deutschland

24. Einsatzbedingungen, S. 22.

25. ebenda, S. 28.

26. ebenda, S. 14f.

27. ebenda, S. 40.

28. ebenda, S. 23.

29. ebenda, S. 47.

30. ebenda, S. 47.

31. ebenda, S. 43.

32. ebenda, S. 26.

33. ebenda, S. 40.

34. ebenda, S. 41.

35. ebenda, S. 41.

36. ebenda, S. 28.

37. ebenda, S. 63.

38. ebenda, vgl. Tabelle S. 59.

39. ebenda, S. 35. Die „Einsatzbedingungen“ sehen vor, daß den „Ostarbeitern“ keine Entgeltabrechnung auszuhändigen sei.

40. ebenda, S. 22.

41. ebenda, S. 24.

42. d. h. Frau Kutowa persönlich ist derartiges nicht widerfahren, da sie ihre „deutsche Vergangenheit“ verheimlichen konnte; sie hat aber davon gehört, daß es so etwas gegeben hat.

43. Der Befehl auf deutsch in: Osteuropa. Jg. 39 (1989), S. 1035-1037.

44. Poljan, P., Zajontschkovskaja, Zh.: Ostarbeiter in Deutschland und daheim. Ergebnisse einer Fragebogenanalyse. In: Jahrbücher für die Geschichte Osteuropas. Bd. 41 (1993), S. 547-561.

Abbildungsnachweise:

Abb. 1: N. Chriptulowa, Frunse/Ukraine; Abb. 2: N. Fedkina, Pinsk/Weißrußland; Abb. 3: M. Gawriljuk, Slobodka/Ukraine; Abb. 4: T. Kapustinskaja, Bez. Chmelnickij/Ukraine; Abb. 5: W. Kutowa, Tschernowcy/Ukraine; Abb. 6: A. Kirilowitsch, Stolin/Weißrußland; Abb. 7: R. Luczak; Abb. 8: W. Kutowa, Tschernowcy/Ukraine

Alle Abbildungen wurden der Geschichtswerkstatt Herrenwyk im Rahmen der Fragebogenaktion zugesandt.